

Die Neue Welt

Nr. 11

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Der letzte Willen Hohenrots.

(Fortsetzung.)

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Diefenbach.

Wie wär's denn, wenn mer die Kathrine auslosen täte?" meinte Karl. „Auslosen, die Kathrine?" staunte der etwas schwerfällige Konrad. Karl hatte aber schon einen Strohhalm in zwei Teile zerrissen und hielt dem

Freund die Faust hin, aus der die beiden Hälmen gleichlang hervorragten.

„Zieh!" sagte er. „Ziehst Du's lange Hälmen, dann hast Du die Kathrine und ich hab' die Miedertrine auf's Korn zu nehmen, ziehst

Du aber das kurze Hälmen, dann ist die Kathrine mein und Du hast zu sehen, wie Du mit der Krabbürste fertig wirst. Abgemacht?" — „'s gilt," erwiderte Konrad und fuhr über die Hälmen, die im Mondschein goldig auf der

Mutter und Kind. (Bei den Unruhen in Odessa ums Leben gekommen.)

rauen Faust des Kameraden glänzten, wie die Getreidehalme auf grauem Ackerfelde, jedes ein Schicksal, das eine Selbstständigkeit, Reichthum, das andere Unselbstständigkeit, Armut. Und der dumme Zufall sollte entscheiden, welches Schicksal in der Faust des Freundes bleiben und welches in seine Hand übergehen sollte? Das große Schicksal - die dicke Kathrine - o, der Konrad hätte es gerne für sich gehabt, aber auch der Freund tat ihm leid. „Ich will's sein lassen,“ dachte er eine Sekunde lang, dann reizte es ihn aber doch, sein Glück zu probieren. Er griff zu und hielt ein Hälmdchen in der Hand.

„Da meß,“ sagte er zu dem Kamerad. Karl maß mehrmals. „No, gelte ich hab's kleinste gezogen?“ fragte Konrad. Karl warf die Hälmdchen in die Gasse und zerrieb sie mit seinen Schuhsohlen. „Die Lotterie gilt nix,“ sagte er. „Ich hatte in der Dunkelheit die Strohhälmdchen gleich lang gemacht.“ — „Desto besser!“ atmete Konrad auf.

5.

Die Schwestern des verstorbenen Hohenrot bewohnten in einem engen Gäßchen des Dorfes ein schmales zweistöckiges Haus mit hohem Dach und kleinen Fenstern. Ein Nußbaum legte sich vom Hofe aus über das Dach, unter dem unzählige Späßen nisteten, während an dem Giebel nach der Straße zu sechs Schwalbenpärchen eben so viele Nester geklebt hatten. Die Nester waren der reinlichen Mickertrine ein Greuel, denn manches fiel von oben herab direkt auf die Fensterbank ihrer Schlafstube und auf die Geraniumstöcke, die dort in einem grün gestrichenen Blumenkasten blühten. Neben den Blumenkasten allein könnte man ein Buch schreiben; so einfach er mit den kreuzweis übereinander gelegten Stäbchen aussah, er hatte eine vielseitige und durchaus nicht uninteressante Vergangenheit. Doch ich will mich jetzt nicht weiter damit aufhalten, ich will lieber hineingehen in die Schlafstube der tugendhaften Jungfrau und den groß geblühten Vorhang vor dem weiten und breiten Himmelbett zurückziehen. Was ich sehe ist viel und wenig zugleich. Ich sehe eine blau und weiß gewürfelte Bettdecke, die mit Federn ausgestopft, und ich sehe drei auf einander gelegte nicht minder dicke Kissen und auf diesen Kissen liegt die Jungfrau Mickertrine. Sie hat eine blaue Nachjacke an (vor zwei Wochen noch wurde die blaue Jacke bei Tag getragen, seitdem aber die Mermel an den Ellenbogen durchgeschauert sind, ist sie zur Nachjacke degradiert worden!) und ein wollenes Tuch um Hals und Brust gewickelt, während das Haar in dem blauen Häubchen steckt, das die Form eines ziemlich großen Schwartemagens hat. Die Augen der Jungfrau sind auf ein Bild gerichtet, das ihr gegenüber hängt und auf dem einmal Jakobs Traum samt der Himmelsleiter zu sehen war. Auf der obersten Sprosse der Himmelsleiter stand der liebe Gott, und wer genau zusieht, der entdeckt jetzt noch einen runden Kopf und einen weißen Bart. Die Leiter aber ist noch sehr gut erhalten, die Engel sind jedoch bis auf die weißen Flügel verschwunden und von dem träumenden Jakob ist nicht viel mehr als die Sandalen übrig geblieben. Die im Bette liegende Jungfrau sieht jedoch das Bild wie es vor mehr denn dreißig Jahren gewesen ist, als sie noch ein Kind war und dieses Bett nach dem frühen Tod des Vaters mit der Mutter geteilt hatte. Sie hat die Hände über die Bettdecke und die Stirne in Falten gelegt und die Lippen bewegen sich leise. Eine Fliege setzt sich auf ihre Nase und sie schlägt nach ihr. Dabei verlieren ihre Augen die Verbindung mit dem Traume Jakobs, ihre Gedanken kehren in die Gegenwart zurück und sie stützt sich auf die Ellenbogen und ruft: „Kathrine!“

Der Ruf ist durch die von der Schlafstube der Jungfrau durch einen Vorhang getrennte

Wohnstube bis in die Küche gedrungen, und nun erhebt sich hinter dem Herd schwerfällig eine fette Masse: Kathrine. Sie stellt die Schüssel, in welche sie eben Kartoffeln geschält hat, auf den Tisch zwischen eine große Anzahl Milchtopfe und legt noch ein Scheit Holz in's Feuer, denn es ist bald Essenszeit und der Knecht Konrad kann jeden Augenblick hungrig vom Felde kommen. Dann geht sie in die Wohnstube und sobald Mickertrine den weißen Streusand unter den Füßen der Schwester knirschen hört, schreit sie mit heiserer Stimme aus der Kammer: „Verderbe kann mer und das schlechte Mensch guckt nit nach ein'm!“

Kathrine regt sich nicht auf: „Willste ebbes?“

Mickertrine blickt sie boshaft an und schimpft dann so lange und heftig, bis ihr der Atem und selbst der langmütigen Kathrine die Geduld ausgeht. Nach Luft schnappend, liegt sie schließlich ein Weilschen auf den Kissen, so bald sie sich aber erholt hat, zischt sie: „Jetzt kannst machen, was Du willst, Du schlecht' Mensch. Wenn Du aber noch ein bißchen Stolz im Leib hast, dann machstes wie ich und hupst auf den ganzen Bettel.“ — „Fängste schon wieder damit an!“ ruft Kathrine. „Wegen meiner kannst Dich in ein Kloster stecken lassen, ich weiß, was ich zu tun hab.“ — „Bist ein narrisches, mannstolles Frauenzimmer!“ zetert Mickertrine. „Sei still, ich hab' schon lang gemerkt, daß Du Dich lieber heut' als morgen an ein Mannsbild hänge läßt. Werst einmal seh', wie's kommt, wann Dich überhaupt einer von die alten Kerls will!“ — „Du ärgerst Dich bloß, weil bei Dir keiner anbeißt,“ entgegnete Kathrine. Es fehlte nicht viel und die an ihrer verwundbarsten Stelle getroffene alte Jungfer springt aus dem Bett. Sie wird blau und gelb im Gesicht und schlägt mit den Händen um sich. Kathrine zuckt die Achsel, zieht den Bettvorhang zusammen und geht in die Küche zurück.

Ja, Mickertrine war krank! Das seltsame Testament lag ihr wie Blei auf der schwachen Brust, es raubte ihr den Schlaf und den Appetit und die Freude an selbstgestrickten wollenen Halstüchern. Seit acht Tagen lag sie im Bett, aber nicht die Krankheit — wenn ich ihren Zustand einmal so nennen will — hatte sie in's Bett getrieben, sondern die Scham vor den Leuten. Wer am Haus vorbeiging, guckte so merkwürdig nach den Fenstern, als mache er sich im Stillen lustig über die Bewohnerinnen, welche von der verrückten Tanne eines verstorbenen Bruders zu Maritäten ersten Ranges gestempelt worden waren. Wagte sie sich aber gar auf die Gasse hinaus, so konnte sie keine zehn Schritte gehen, ohne von irgend jemand wegen des Testaments zur Rede gestellt zu werden. Böseartige Weiber hatten sie sogar mehr als einmal gefragt, wen sie sich ausgesucht habe: den Konrad oder den Karl, und ob sie ihre Ausstattung schon fertig hätte? Kein Wunder, daß sich die so wie so leicht erregbare Mickertrine halb tot geärgert hatte! Die acht Tage Bettruhe aber hatten genügt, um einen Plan auszubrüten, der dem bösen Ding auf einmal ein Ende bereiten sollte. Sie wollte mit der Schwester hingehen und vor Gericht feierlich erklären, daß sie auf die Erbschaft ihres Bruders verzichte. Der Plan war gut, aber er hatte einen Haken: Kathrine war keinesfalls damit einverstanden. Sie machte sich nichts daraus, wenn man ihr mit verfänglichen Redensarten nahte, sie suchte vielmehr jede Gelegenheit auf, um sich aus dem Munde dritter Personen versichern zu lassen, daß sie ein sehr beneidenswertes Mädchen sei und daß die beiden Knechte trotz ihres Schwabenalters Kerle seien, die sich sehen lassen könnten.

So kam es, daß sich die Schwestern, die immer in leidlichem Einvernehmen gelebt hatten, fortwährend in die Haare gerieten. Die kleine

lebhaft Mickertrine kämpfte mit schrecklichem Temperament für die Verzichtleistung der verkaufelten Erbschaft und die Erhaltung ihrer Mädchenschaft, Kathrine stellte aber eine mächtige Mauer dar, an welcher die Angriffe der Schwester wirkungslos abprallten.

Da lag nun Mickertrine wieder auf den Kissen, aber nicht lange mehr. Die Schwarzwälder Uhr schlug eben zwölf und im Hofe rasselte der Pflugarren des vom Felde heimkehrenden Knechtes, als die Jungfrau, völlig angekleidet, den Vorhang ihres Himmelbettes auseinanderhob und in die Küche ging, wo sie der eben die Kartoffelsuppe zurechtmachenden Kathrine ankündigte, daß sie heute noch zu einer in Radensfeld wohnenden Tante gehe und nicht eher zurückkommen werde, bis die dumme Erbschaftsgeschichte aus der Welt geschafft sei.

Am Abend desselben Tages, als die Dunkelheit sich verschwiegen über allerlei Heimliches legte, fuhr Konrad Notnagel die ehr- und tugendhafte Jungfrau Mickertrine zum Dorfe hinaus. Kathrine weinte ein paar Tränen, als der Wagen zum Tor hinausrollte, dann holte sie aus der Kommode ein paar Vogen gelben, roten, grünen und weißen Papiers und fabrizierte ein Häuflein Papierblumen, die sie an dlinnem Draht zu einem meterlangen Gewinde verband, das sie um den Spiegel hängte.

6.

Der Kirchendiener Dietrich war ein kleiner Mann mit krummen Beinchen, um die stets eine weite, großkarrierte Hose schlotterte. Er hatte unter einer kurzen Nase einen langen Schnurbart, das Kinn und die Wangen aber barbierte er sich selbst jeden Mittwoch und jeden Samstag. Er ging darin den Bauern, die gerne die Bartstoppeln von Sonntag zu Sonntag stehen lassen, um einen Groschen zu sparen, mit einem guten Beispiel voran und er wußte weshalb. Denn einer seiner Berufe war das Barbiergegeschäft und man behauptete, das Bartputzen bringe ihm mehr ein, als der Kirchendienst. Wahr ist es, er hatte sich fein herausgemacht; in seinem Stalle standen zwei Kühe und in der Stube hatte er ein Vertikow und ein Sofa. Es hat damals Aufsehen erregt, als er die beiden Möbel aus der Stadt mitbrachte und gewisse Menschen haben es dem Küster sehr verdacht, daß er offenbar die Absicht hatte, sich mit dem Pfarrer und dem Schullehrer auf eine Stufe zu stellen. Das konnte man sich von dem lumpigen Kirchendiener und Bartputzer natürlich nicht gefallen lassen. Wer hinfert etwas gelten wollte, der legte sich ebenfalls ein Vertikow und ein Sofa zu. So standen denn bald in den Stuben der reicheren Aehlbader Bauern und hochmütigen Handwerksmeister derartige Möbel, aber auf die Sofa setzte sich kein Mensch. Nur der verstorbene Hohenrot hatte hierin, wie in so manchen anderen Dingen, eine löbliche Ausnahme gemacht.

Doch das nur nebenbei. Es dient aber zur Schilderung des Kirchendieners Dietrich, der überhaupt ein strebsamer und vielseitiger Mann war. Er wußte aus allem ein Profitthun zu schlagen. Niemals ging er in's Feld, ohne einen Sad mitzunehmen, in die er die Dinge sammelte, welche schamlose Pferde und Kühe verschwenderisch auf offener Straße fallen lassen. Den Sad leerte er dann auf seinem Ackerchen aus und er freute sich, wenn er das Korn schnitt, das auf dem mit größter Sorgfalt gedüngten und bearbeiteten Boden gewachsen war. Der Pfarrer war zufrieden mit seinem Gehilfen, der im übrigen einen frommen, sittenreinen Lebenswandel führte und mit einer rüstigen Frau ein Duzend Kinder gezeugt hatte, die sich freilich mit einem kurzen Anblick der schlechten Welt begnügten und, ehe sie sieben Wochen alt waren, wieder zurückreisten in das vor und hinter dem Leben liegende unerforschte Land. (Fortf. folgt.)

Aus der Pürschzeit auf Rotwild.

Aus meinen Tagebuchblättern der sozialistengesetzlichen Zeit.
Von Adolf Geck.

Schlagen wir irgend ein Kapitel auf, ohne Absicht und Wahl: Jahrgang 1887, Ort der Handlung Freiburg i. B. Das tolle Jahr des Deliriums der Ordnungsretterschaft und dazu die Preisgaunperle in der Blütezeit ihres „Verlagerungszustandes“!

Freiburg war seiner günstigen Lage wegen ein sozialdemokratischer Stapelplatz für den Durchgangsverkehr, eine Agentur der roten Feldpost Morettis für die internationale Ausgiehung des revolutionären Geistes unserer Wissenschaft und des gedruckten Aufstubs gegen die Bismarcksche innere Politik.

Die badischen Parteigenossen, deren einige sich dabei den Titel „Kommerzienrat“ erwarben, bezeichneten das illegitime Handelsgeschäft zwischen der Schweiz und Baden als den Vertrieb von „Bernstein-Artikeln“. Seine Statistik verrät die imposante Gewichtsmenge dieser Handelsware; denn für die Pöllner an der vom Rhein umflossenen Grenze waren es glücklicherweise Inponderabilien. Ab und zu gönnte das splendide Handelshaus den wachenden Grünläusen freiwillig einen Behten zur Beschwichtigung.

Aber ahnungsvolle Engel schwebten genug über den badischen Grenzdistrikt und Freiburg mußte ein irdisches Eden sein, wenn nicht der Berliner Reichszorn diese Engelschar verfolgte, die weil sie Augen hätten und Ohren, zu sehen und zu hören, aber blind und taub zu sein schienen.

Am Sitz des großherzoglichen Landeskommissars und des römischen Erzbischofs durfte zum Hohne einer solonischen Gesetzgebung nachklassischer Zeit unentdeckt ein Geheimbund sein staat- und gesellschaftsunterarabendes Treiben sich gestatten? Dem Kriminalkommissar mit dem zutreffenden Namen Greiff fiel der Auftrag zu, dem Spuk der roten Geister ein Ende mit Schrecken zu bereiten.

Da die Geister, die er verfolgte, Leiber hatten, ergriff Greiff die Taktik, die materiellen Gestalten der verrufensten Sozialdemokraten im wachenden Auge des Gesetzes zu behalten. Die Beschützer der gefährdeten Staats- und Gesellschaftsordnung hefteten sich an die Fersen der bekanntesten Freiburger Genossen. Der „rote Frieder“, wenn er, mit dem grünen „Erküst-Säckle“ der Schusterei am Arm, von seinem hohen Olymp beim Martinsstor hinabsteigend, kundschaften ging, der schwarzbärtige Sesselmacher Kramer, wenn er nach beendeter Operation einen geleimten Patienten, der bei einer „wirtschaftlichen Auseinandersetzung“ zur schlagenden Beweisführung gedient hatte, wieder unter den Bechertisch abgeliefert hatte, und noch andere Freiburger Sozialdemokraten waren auf Schritt und Tritt behütet. Und als aus dankbarer Anerkennung Frieder Haug seinen bellenden Wächter bei dem Namen Greiff rief, wäre der Herr des Hundes recht schlumm davon gekommen, gelang ihm nicht der Nachweis, daß der Name des Spikes mit nur einem f, nicht mit dem ff des Kommissars geschrieben wird.

Zu den am treuesten bewachten Schützlingen der Polizei gehörte Adolf Geck in Offenburg, der Kandidat der Freiburger Sozialdemokraten, der Redakteur und Verleger des „Volksfreund“ und seiner Metamorphosen. Seine politische Mission führte ihn häufig ins Oberland; die Stadt Freiburg verlieh ihm das „Ehrenbürgerrecht“ am Tage der Surrawahl, am weltgeschichtlichen 21. Februar 1887, wo nach beendigtem Wahlakt Vater Greiff sich an seinem Schützling vergriff und — in der Person sich irrend — den sozialdemokratischen Kandidaten mitten durch die aufgeregte Wählermasse auf die Dauer von 5 Tagen in die Untersuchungshaft führte.

Der Mißgriff mußte ausgeglichen werden; sie wollten mich wirksamer mit den Fallstricken ihres Ausnahmegesetzes fassen mittels ständiger polizeilicher Aufsicht. Wurde am Bahnhof meines Wohnortes eine Reisefarte nach Freiburg von mir erworben, trug der Draht die Kunde dorthin; man erwartete mich in der entgegenkommendsten Weise. Uniformierte und ins geheimnisvolle Zivil gesteckte Schutengel bildeten, menschengewordenen Telegraphenstangen gleich, die amtlich gestellten Wegweiser meines Sturzes durch die schöne Bahnhofstraße zum Denkmal des bürgerlichen Umstürzlers Carl v. Rotteck; von dort verzweigten sich die geheimen Signalkräger in die Straßen, die zum Inneren der Altstadt führen. Das staatspolizeiliche Observationskorps hatte den strengen Auftrag, die jeweilige Kometenbahn des sozialdemokratischen Kandidaten in örtlicher und zeitlicher Genauigkeit festzustellen bis zu dem Moment, wo der Sturz ihn wieder zur Metropole des Preisgauners hinausführt. Ein Mangel in dieser Feststellung bereite diesen Astronomen die höhere und höchste Ungnade. Mit der Zeit wurden mir die Namen meiner Schutengel bekannt, deren einer jetzt wohlbestallter Leichenkommissar zu Freiburg ist. Er heißt Zinsler und hatte die polizeiliche Hausnummer 19. Ihm entging ich einmal zur hellen Tageszeit durch einen dreisten Spatz.

Mein Besuch in Freiburg galt einer Besprechung, deren Ort unentdeckt von meinen Schutgeistern bleiben mußte. Vom Rotteckplatz wandte ich mich entgegengesetzt meinem Ziele; dem geheimen Kriminalisten Zinsler übertrug der erwähnte Greiff meine Ueberwachung. Dieser folgte mir in angemessener Entfernung; seine Stollgenossenschaft verzog sich geräuschlos.

Zwischen zwei alten engen Gäßchen liegt die Wirtschaft und Branerei Häfner; dort kannte ich mich aus seit meiner Militärzeit. Von der Webergasse her betrat ich die Wirtschaft und nahm Platz. Nach kurzer Pause erschien auch mein Trabant und setzte sich beobachtend in respektvoller Entfernung nieder. Das Wild besam einen „Schnitt“ Bier, der Jäger einen großen Schoppen, aus dem er stets so viel Stoff entnahm, daß die Niveauflächen der beiden Flüssigkeiten kommunizierten. Im Gespräch mit dem Genossen sträunter verging mir die Zeit angenehm; den Rest meines Trautes weihte ich dem Wohl des eingesperrten „Frieder“.

Die Nummer 19 leerte auch ihren Schoppen und machte sich marschfertig. Als die Hebe mir nun auch einen „Großen“ kredenzte, steckte der Kriminalistische Schutengel seinen Geldbeutel wieder ein und betrat den Abort.

Nun erlaubte ich mir eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.

„Bringen Sie,“ instruierte ich die Kellnerin, „meinem Bedienten dort drüben noch einen Großen und nachher auch eine Portion Backsteinkäse; hier das Geld für die ganze Bechel. Wenn mein getreuer Diener verschämterweise bezahlen will, sagen Sie nur, der gnädige Herr bestritt die Kleinigkeit, sogar noch einen dritten Schoppen für den Bedienten.“

Zur Flucht bereit, erwartete ich den Augenblick, da die Kellnerin dem geheimen Diener den duftenden casum belli vorsetzte. — Erst einen fragenden Blick dem Mädchen zuwendend, dann nach mir fahndend, gewahrte der Kriminalschutzwann, wie ich durch die Hoflir nach der Wasserstraße entfloß. Er griff gleichmäßig in beide Hosentaschen, um die Barschaft hervorzuholen. „Fräulein, bitte, meine Schuldigkeit — schnell, schnell, was hab' ich zu bezahlen?“ rief er trampelnd.

„Nur langsam, eilt gar nit, Sie bekomme noch e Schoppe. Ihr Herr Graf ick mir gut für alles . . .“

„Fräulein, Sie bringen mich mit Ihrer Spazmacherei in die größte Verlegenheit, mit ist's nicht um's Scherzen — bitte, hier . . .“

Mein Parteigenosse frohlockte über den Disput der beiden; die Spanne Zeit genügte mir, die Stellung unter polizeiliche Aufsicht zu vereiteln. Ein Nebelschleier war niedergesunken und half mir beim Entweichen. . . .

Bald saß die „Handelskammer“ in einer Privatwohnung unter dem Vorsitze eines Kommerzienrates beisammen und beriet ungeflört ohne Verrat, in welches Lokal auf abends zehn Uhr die Vertrauensleute zur Organisation einer Flugblattverbreitung einzuladen seien.

Das Freiburger Kr a u s a u s am Münsterplatz, das den Kaiseraal enthält, zählt zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern der Stadt. Am Abend des 3. Dezember 1887 strahlte dort der Kaiseraal in festlicher Beleuchtung. Viele Hunderte drängten sich darin zusammen. Aus den finsternen Nischen des gegenüberstehenden Münsters sah man zahlreiche Widelhaubenspitzen wie Wlibableiter hervorblitzen. Es war ein Massenaufgebot der bewaffneten Macht.

Droben begann jetzt eine „Arbeiterversammlung“, die von den Sozialdemokraten einberufen war. Den tragikomischen Verlauf derselben schilderte die bürgerlichfreisinnige „Oberrhein. Volkszeitung“ in folgender Weise:

„Herr Medaillen Geck aus Offenburg gab seiner Freude darüber Ausdruck, vor so großer Zuhörerschaft wieder einmal sprechen zu können. Das zahlreiche Erscheinen der Arbeiter lege Zeugnis davon ab, daß dieselben trotz aller Machinationen sich nicht einschüchtern ließen, den Mut noch lange nicht verloren haben. Ueber diese einleitenden Worte kam Herr Geck nicht hinaus. Herr Polizeiamtman Wiener, der mit dem Polizeikommissar an einem Tische auf dem Podium Platz genommen hatte, erhob sich und erklärte die Versammlung für aufgelöst. Vom Vorsitzenden wurde hierauf angefragt, auf Grund welcher Bestimmungen die Auflösung erfolge. Ob auf diese Frage eine Antwort erteilt wurde, konnte uns unser Gewährsmann nicht mitteilen. (Ist nicht geschehen. D. N.) Nachdem der Vorsitzende die Versammlung erwähnt hatte, ruhig auseinander zu gehen, machte dieselbe unter stürmischen Hochrufen auf Geck kehrt und verließ in musterhafter Ordnung den Saal. Die Polizei (welche auf dem Münsterplatze massenweis aufgestellt war) muß wohl selbst geahnt haben, daß die Auflösung der Versammlung einen mächtigen Eindruck auf dieselben ausgeübt haben möchte; denn sie hatte ein sehr wachsameres Auge auf die Wirtschaftslokaltäten, wo in der Regel die Arbeiter zu verkehren pflegen. Herr Geck soll eine sehr gesuchte Persönlichkeit gewesen sein; aber der Mann habe den sonderbaren Einfall gehabt, den Schloßberg zu besteigen (wer hätte auch das gedacht?), wo man bekanntlich frei atmen kann und (bei Tage allerdings) eine hübsche Aussicht hat.“

Den Schloßberg zu erstürmen, veranlaßte uns eine boshafte Eingebung. In der sogenannten „Waffenstraße“ im Stadtteil Oberlinden bildete ein Schlupfwinkel der Restauration Strittmatters den vereinbarten Polarisationsspunkt unserer Bewegung. Auf den geschraubtesten Umwegen gelangten die bestellten Verschworenen dorthin, die hochwohlwollliche Spürkunst listig täuschend. Mein Beschützer Zinsler suchte nach seinem Klienten; seiner Nase vortreffliche Witterung brachte ihn auf die Spure. Wir waren verraten; er piff seine Mannen herbei!

„Auf den Schloßberg! Jeder treibe sich einzeln dort herum wie rote Teufel und böse Geister in dem feuchten Qualm des Dezembernebels!“

Gleich einer Schar aufgeschreckter Nebelhühner stiegen wir von dannen, den steilen,

hohen Schloßberg auf allen nur gangbaren Schlichen zu erreichen.

Beinahe atemlos die Gäscher in Uniform hinterher. Das gab eine wilde, schaurige Jagd auf den vielverschlungenen Promenadenwegen dieser herrlichen Anhöhe. Wir heulten gleich hungrigen Werwölfen oder ahmten den Ruf der Eulen und Ränze nach.

Keiner sah den anderen. Von den Gasflammen der Stadlaternen schwach beleuchtet entstanden dann und wann transparente Nebelstellen im nächtlichen Schwaden. Darin erkannte man die nach oben zugespitzte Silhouette eines Polizisten, die mit einem grausenregenden Notschrei angehaucht wurde. Voller Angst stieß der irrlichternde Gäscher in sein Notsignalhorn. Aus den nebelhaften Fernen antworteten mit gellendem Getöse seine hilfsbereiten Kameraden. Zu Hilfe den Dienern des Befehls!

Schon war dieser Spuk weg. Anderswo entstand sofort ein neuer; die Gifthörner hörten sich immer schauriger an. Aus der Stadt herauf signalisierten die Reserven der Polizeiwache das Aufgebot einer Hilfstruppe.

Gleich den Tieren der Wolfsjagd rasten die nächtlichen Gestalten aneinander vorbei, ohne sich etwas anzuhaben. Allzu lange ging es doch nicht. Wie ich endlich meine Talfahrt vollendet hatte, sah ich unter der Laterne der Brauerei Sträß beim Schwabentor nach der Zeit. Schon war die mitternächtliche Geisterstunde überschritten. Eine männliche Gestalt trat auf mich zu und nannte meinen Namen. Mein Schatten binfer schien sich bei dem Glanz des Lichtes wieder eingestellt zu haben. Doch nicht. Ein älterer Arbeiter war's, der mich von der Ver-

haus. Noch hüllte der Nebel die Stadt in Finsternis. Unbemerkt erreichte ich den Bahnhof und bestieg den bereitstehenden Frühzug landabwärts. Auf dem Perron hielt ein schlaftrunkener Schutzgeist in Uniform die bestehende Ordnung aufrecht. Nicht Herr Binfer war's, sondern Herr Biber. Um ihm eine kleine Freude zu bereiten, streckte ich den ungekämmtten Struwelkopf durch das Wagenfenster des ab-

anderen Ende des Saales. Eine junge Frau anfangs der Zwanziger reichte mir zum Gruße die Hand und sprach im Breisgauer Accent:

„Sie kennen mich wohl nicht? In der Nacht zum 4. Dezember 1887 schloßen Sie in meinem Bett zu Freiburg.“

Da sehnte ich mich nach der lieblichen Wärme jenes erquickenden Nachtlagers von Granada. Noch ehe ich das Wort fand, um das

Bedürfnis nach einer nochmaligen Verberbergung in solch gesundheitsfördernder Zone zu äußern, sprach die Dame zu dem danebenstehenden Parteigenossen: „Ach war damals noch ein Backfisch und mußte aus meinem Himmelbett zur Mutter schlüpfen, als der Papa den halb-erfrorenen Fremdling zur mitternächtlichen Stunde heimbrachte.“

Als ich ihr mit einem Stuß den wohlverzinsten Dank abflattern wollte, stellte mir die liebe Landmannschaft ihren jungen Gatten vor. — St. Gallen vergesse ich zeit-
lebens nicht. Mein menschlich vorgewärmtes Nestchen nahm meinen fröstelenden Leib auf. In dem Gastzimmer eines poesielosen helvetischen Logierhauses schnatterte ich mir nächtlicherweile eine schwere Erkältung an. In der Heimat angekommen, war ich ein kranker Junggeselle. Meinen Herbergs-
vater vom Freiburger Notarhl lernte ich aber niemals kennen.

Dem Schutzgeiste Biber bereitete das Schicksal ein beklagenswertes Ende. Seine unglückliche Witwe reichte später ein Wittgesuch um Pensionszulage ein. Ein sozialdemokratischer Landbote, in dessen Erinnerung der Name des verstorbenen Schutzmannes alte tolle Geschichten wachrief, erhob sich zugunsten der verlassenen Frau und ihrer Kinder. Niemand unter den Abgeordneten konnte so eindrucksvoll aus eige-



Knabe im Lazarett zu Sebastopol.

Verwundet beim Ankleben der Proklamation des Leutnants Schmidt.

fahrenden Zuges: „Guten Morgen, Herr Biber! Ich wünsche meinem treuen Diener Binfer wohl geruht zu haben.“

Man streckte ich meinen Leib auf der Holzbank des Eisenbahnwagens aus und grübelte darüber nach, unter wessen gastfreundlichem Dach mir heute Nacht Schutz gewährt wurde. Das erfuhr ich trotz aller Bemühungen erst nach Jahren sehr zufällig. — Das Sozialistengesetz



Revolutionärin im Lazarett zu Sebastopol.

Tölich verletzt bei der Gefangenenbefreiung.

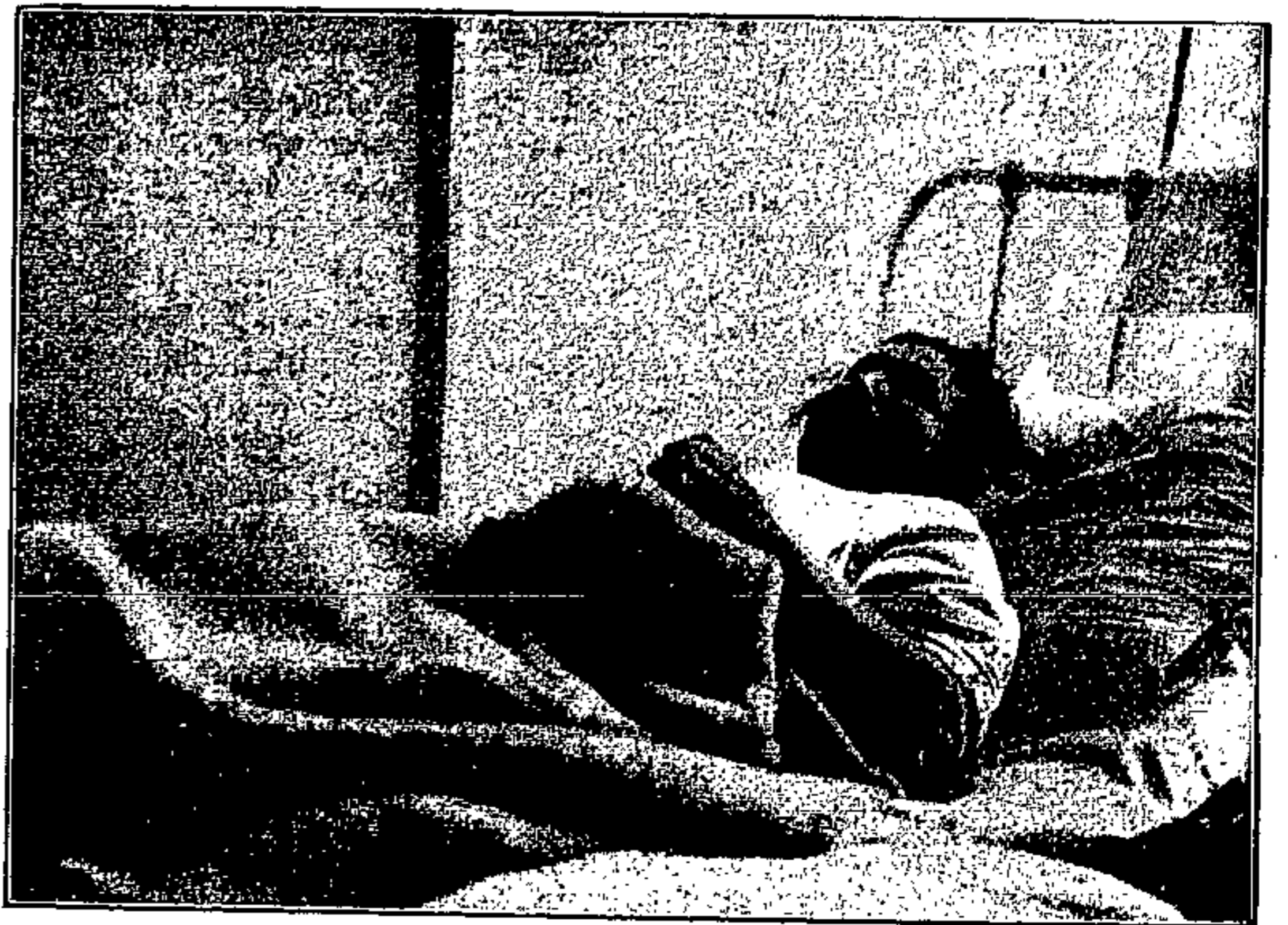
sammlung her erkannte und mir als Mentor durch die entlegenen Gassen dienen wollte zum Bahnhof. Der brave Mann gab mir den Rat, in diesem erhitzten Zustand nicht zu reisen, sondern in seinem Familienheim zu übernachten. Die liebevolle Einladung wurde angenommen. In einem Bett hinter der Gardine eines Alkovens schlief ich bald ein und fühlte mich drinnen so behaglich, weil das Lager gegen die kalte Zimmertemperatur eine mollige, menschliche Wärme ausstrahlte.

Frühmorgens, als mein unbekannter Gastherr zur Arbeit ging, verließ ich mit ihm das

Iag beim alten Paragrappeneisen. Eines kalten Wintertages weilte ich in St. Gallen, um bei einer parteigenösslichen Feier die Predigt zu halten.

Aus dem Einsagekasten des Theaters stieg eine eisige Zugluft empor während meiner Ansprache. Unmöglich war's, sich warm zu reden. Ich dachte an die Geisterstunde auf dem Freiburger Schloßberg und an den wohlwollenden, unbekanntem Herbergsvater. Buchstäblich steifgefroren verließ ich das Podium, der fallende Vorhang schloß mich vom Auditorium ab.

„Eine Dame läßt bitten, ob Sie nicht zu sprechen wären.“ Mühsam schob ich nach dem



Verwundeter Deputierter der Hafenarbeiter

Im Lazarett zu Sebastopol.

ner Erfahrung die Verdienste des einstigen Freiburger Schutzmannes um die Wahrung der bestehenden Ordnung durch das Sozialistengesetz schildern, wie der rote Landstand.

Der Frau ist geholfen worden. —

☞ Spruch. ☞

Ungerecht ist, wer etwas mittels Gewalt tut; nur wer die beiden Wege, den der Wahrheit und den der Unwahrheit, unterscheidet, wer andere unterrichtet und nicht mit Gewalt, sondern durch Gesetz und Gerechtigkeit lenkt, wer der Wahrheit und der Vernunft treu bleibt, nur der wird wirklich wahrhaftig heißen.

Dhammapada.

Der französische Bauer im Jahre 1789.

Von R. Schweizer.

Im Frühling des Jahres 1848 rummorte es unter den Bauern Württembergs; ihrer dreihundert überfielen ein Schloß des Weinberger Tales und verbrannten darin die Akten mit höchster Sorgfalt: „Gut, da liegt wieder ein Krickerle!“ jubelten sie, als die Funken stoben; sie hatten gar so viele Zinshühner ans Rentenannt abliefern müssen. Ihre erbitterten Vorfahren hatten einst wilder gehaust; grimmig hatten das gleichfalls die französischen Bauern im Sommer, da die große Katastrophe heranbrach, getan; es war damals auch danach in Frankreich, wo nach der Sage der Herrgott so vergnüglich lebt! Denn die staatlichen Klassen hatte der Teufel ausgeräumt und Adels und Klerus, die doch nur wenige Heller drein zu legen brauchten, waren der Meinung, die ihnen endlich zugedachte Steuer zahle richtiger — der Bauer. Sie verwahrten sich 1787 feierlich gegen die Zumutung, auch nur ein Bispelchen ihrer geheiligten Privilegien zu opfern. Zwei Jahre später flatterte der rote Hahn durch ganze Provinzen, und bei dem Glackern der Flammen verkrochen sich die königlichen Intendanten. Der Landmann, welcher so lange geschunden worden war, übte zornig Vergeltung. Heute ist der russische Bruder geneigt, ein gleiches zu tun.

Im französischen Norden blieb es zumeist bei der Verweigerung der Abgaben und Fronen; in der Mitte des Reiches aber und im Süden, wo Not und Wirrtum am kräftigsten waren, fraß die verhaltene Wut mit Macht um sich. Die Junker vermochten sich den Geist der Unbotmäßigkeit, der in das demütig-willenslose Volk auf einmal fuhr, nicht zu erklären und flohen entsetzt. Forneron hat in seinem dreibändigen Buche über die Emigration Szenen jener Tage uns geschildert. Die Dörfler, jammerte eine Dame, sind schlimmer geworden als die Städter; meinen Wagen anhaltend, zwangen sie mich auszustiegen und häßliche Drohungen anzuhören. Eine Frau von Montaignu, die sich bisher von ihrer Umgebung sehr verehrt glaubte, durfte sich nicht mehr zeigen ohne daß ihr zugerufen wurde: „An die Laterne mit ihr!“ Und das aus dem Munde von Deuten — es war in der Aubergne — die keinen Laternenpfahl noch je gesehen!

Manche Herrschaft machte anfänglich auch gute Miene zum bösen Spiel, an die alte „Wahrheit“ appellierend. In Périgord mischten sich die Herren unter die Menge, verspra-



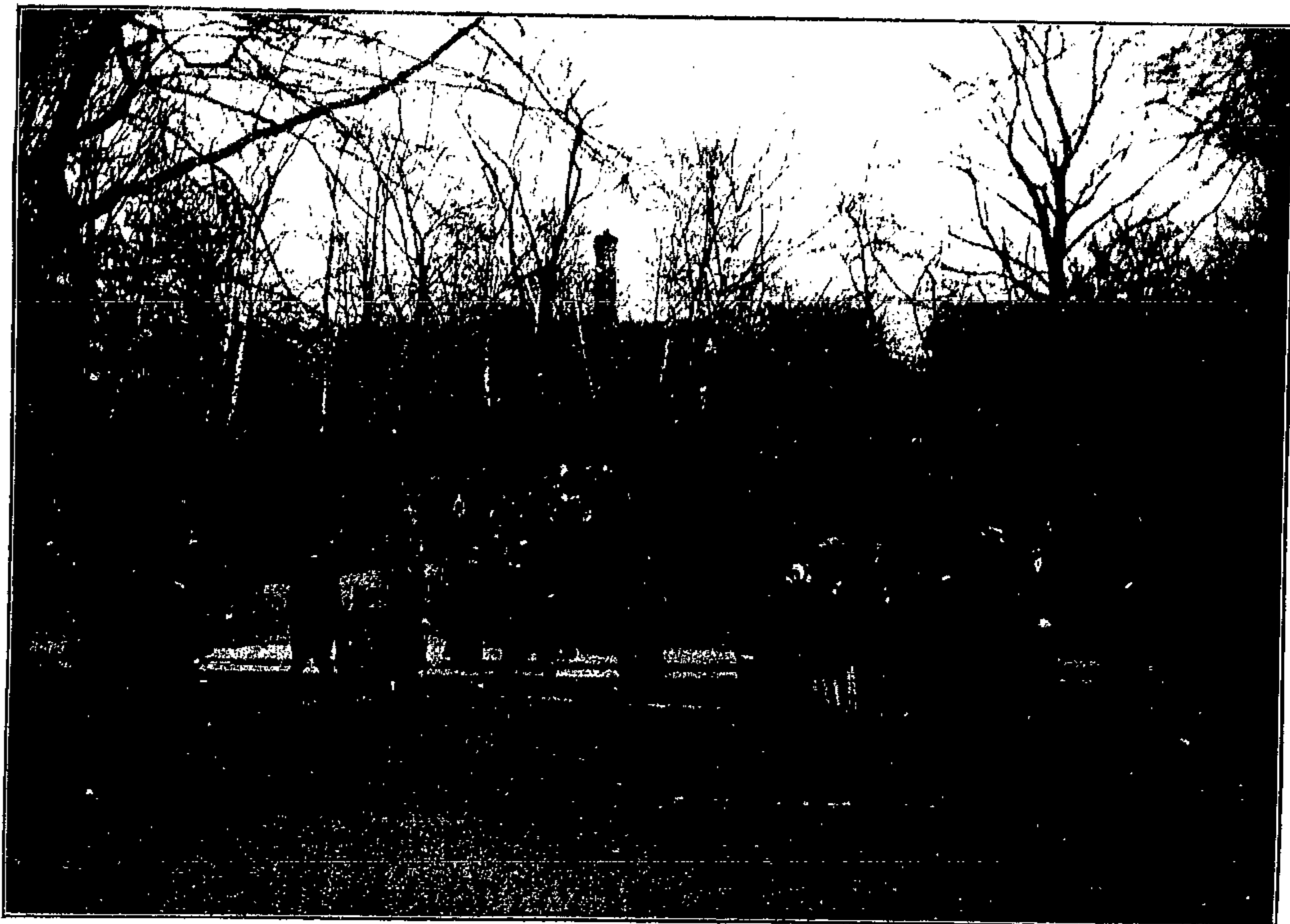
An den Gräbern der Märzgefallenen auf dem Friedhof im Friedrichshain zu Berlin.

chen freiwillig, mit verhassten Bräuchen aufzuräumen.

Wo die Fiedel erklang, tanzten sie den Reigen mit, klopfen den Durstigen vertraulich auf die Schultern, tranken mit ihnen, holten sogar gewisse Akten aus den Schränken, verbrannten sie vor aller Augen oder vergruben die Fäden in den Boden und halfen auf diesen Bäume pflanzen. Ein Herr von Champigny-sur-Verde schickte von Paris aus solche Urkunden nach seinem Gute, mit der Versicherung

„aufrichtigen Leidwesens“, daß er nicht selber dabei sein könnte.

Zu spät — der Aufruhr war im Gange und die häuerlichen Sklaven tobten sich um so mehr aus, als ihnen anfangs zugeflüstert wurde, in Versailles sei man durchaus mit ihrem Tun einverstanden. Sie plünderten die Edelfitze gründlich und sperren Gattinnen und Kinder der geflohenen Gebieter in die Schuppen, bis die Forderungen abgerungen waren. Ueber der Frau von Mattevillle wurde das Weil ge-



Der Friedhof der Märzgefallenen im Berliner Friedrichshain.

schwungen, bis sie den Wünschen der Bauern nachkam. Halb nackt, eilte die adelige Familie von dannen; der Kruttsche konnte sie sich nur nachts bedienen, wollte sie sich auf dem Wege nicht belästigt und mißhandelt sehen. „Ich empfing so gräßliche Eindrücke auf unserer Flucht,“ schrieb später eine Dame, „daß ich seither bei jeder nächtlichen Fahrt mich krank fühle. Man schiebe uns so Gräßliches nach, daß ich und meine Begleiterin uns umschlangen, nur darum betend, daß die Marter bald vorüber sei.“

Unter Trommelschlag und mit Fahnen zogen die Bauernhans an die Arbeit. Da aus dem Schlosse Montcuq die Ekvorräte, Betten, Kleider, Tischtücher und Vorhänge weggeschleppt waren, mußten Türen und Fenster noch daran glauben; die achtzigjährige Tante des Besitzers ward auf den Misthaufen geschleudert, wo sie verendete. Der Edelmann von Bonneval schlug man die Zähne ein; zu Mamers schleiften sie wütend einen Pächter durch die Gassen und prügelten ihn tot. Zu Le Mans hieb man die Landreiter nieder. Den betagten Grafen von Falconière wälzte man in die Blut und verstimmelte einige seiner Gäste. Der Herr von Montesson wurde erschossen, sein Schwiegervater erwürgt. Die Gräfin von Courches schlich wie ein gehektes Wild durch die Wälder. Niemand wollte sie beherbergen. Den gelähmten Marquis von Ormenas trug seine Tochter nachts auf den Armen aus dem brennenden Gehöft. Die Fürstin von Ristenay und ihre beiden Josen band man nackt an Bäume. Dem Ritter von Ambly riß man Haupthaar und Bart aus und stampfte auf ihm herum. Madame von Montefu und bei ihr weilende Freundinnen erfuhren stundenlange Qualen; als sie, halb verschnachtend im Wasser balen, wurden sie in den Teich gestoßen.

Verwendeten die Bauern für sich manch kostbares, prunkvolles Ventosstück, so lag ihnen in erster Linie doch an der Vernichtung der Archive, wo ihre papierenen und pergamentenen Ketten lagen. Die bösen Schliche der Herren kennend und befürchtend, machten sie möglichst reinen Tisch, zerstörten die rechtlichen Belege uralten Unrechts. Die Kunde von dem geheimen und offenen Widerwillen der Nationalversammlung gegen die Aufhebung der Feudallasten war natürlich zu ihnen hingedrungen, — die Emissäre fehlten nicht. Als der Deputierte Dupuis die

Unheilstpost verlas, die ihm aus seiner Heimat zukam, da hatte das Feuer schon weit über hundert Schlösser in Asche gelegt. Einer der „Edelsten und Besten“ war an die Schranken in der Versailler Versammlung getreten; er bat mit bebenden Lippen, die Untaten des Raubgesindels schildern zu dürfen. Ihm lautete endlich eine Kommission und ihr Berichterstatter drückte vor der gesamten Repräsentanz die Ueberzeugung aus, es habe der Krieg der Armen gegen die Reichen in schärfster Form begonnen. Aber auch jetzt noch dauerte das Sträuben fort und mit schön gewölbter Brust ward erklärt, bis angemessener Ersatz geboten, könne von einem Verzicht auf die Vorrechte keine Rede sein. Doch immer grausigere Bottschaften liefen ein und die steifen Nacken beugten sich. Nun galt es zu beschwichtigen und der Herzog von Miguillon versicherte seinen Genossen, man stehe nicht einzelnen Mordeln von Banditen gegenüber; denn eine gewaltige Liga formiere sich und wie sträflich auch der Aufruhr sei, er habe zu seiner Entschuldigung gar arge Quälereien. Und der sonnenverbrannte Bretonne Le Guen de Cerengal, der einzige Vertreter des dritten Standes, welcher nicht in die befohlene Tracht geklüppelt war, sondern seinen Bauernfittel weiter trug, richtete sich auf, den ehrenwerten Kollegen zu sagen, sie hätten es auf dem Gewissen, wenn das Land verwüstet werde: „Ihr sprecht mit mir von Rechten und beruft Euch auf Eure Namen. Man bringe doch diese Urkunden, welche den Anstand beleidigen, die Menschheit verhöhn, welche den Armen zwingen, sich gleich einem Zugtier an Stricke zu spannen, ihm vorschreiben, die Nacht über das Wasser der Teiche zu peitschen, damit nicht der Saug der Frösche den Schlummer der gnädigen Familie störe. Wer wagt zu bestreiten, daß der geschleuderte Feuerbrand die wahre Sühne ist?“

Die Stolzen erbleichten und kapitulierten. Man weiß, wie sie in der berühmten Augustnacht, als seien sie von einem Taumel erfasst, die Rechte hochherzig preisgaben, — welche schon mehr als fraglich waren; man weiß auch nicht minder, wie schnell sie den Irrtum berent und wieder zu ergattern sich bemühten, was sie unter dem Druck des Momentes geopfert. Sie rächten sich hernach gehörig; die Rebellen wurden gezüchtigt, die „Ordnung“ ließ mit Bonne unter ihnen „die Büchsen sausen“. Eine

brave Provinzialin, die Urgroßmutter des radikalen Pariser Schriftstellers Bodroy, besuchte 1789 ihren in Paris studierenden Sohn und sandte diesem nach ihrer Rückkehr aus dem Dauphiné den lakonischen Bericht: „Hier wie in allen Gegenden, wo ich durch kam, herrscht jetzt durchaus Ruhe. Man sieht eine Menge zerstörter Burgen. Traurig aber ist, daß sehr viele Bauern durch die Bürgermiliz und die Henker massakriert wurden. Getäuscht durch die ihnen vorgezeigten falschen Edikte, deren Wichtigkeit sie gar nicht bezweifelten, waren manche der Meinung gewesen, einem allerhöchsten Wunsche zu gehorchen, wenn sie sich auf die Herren stützten. Wenn jemals Schuldige Mitleid verdienen, so waren es ganz gewiß diese Elenden. Gleichwohl verfuhr man barbarisch mit ihnen.“

Ein Duzend Jahre, nachdem der Wirbelsturm sie über die Grenzen nach allen Seiten gefegt, betraten zahlreiche Emigranten wieder die verlassen Städte und trafen dort allerlei Individuen, die unter den rauchgeschwärtzten Trümmern sich einquartiert hatten. Einzelne bauten ihre Behausung unterweilt wieder auf, manche rührten absichtlich nicht an die Wüstenei. So der Graf von Pierreclos, der auch das Geringste zu ändern verbot, „auf daß in Erinnerung an die Stunde, da die Seinen im Gehölze sich verkrochen mußten“, niemals in den Nachkommen erlösche. Ob diese unverföhnliche zarte Seele jemals ernst erwog, wie viele Noheit unter den Mauern begraben lag und welches tausendfache Weh die Bauern erduldet haben mußten, bevor sie auffuhren?

Noch vor vier Dezennien erhob sich mehr als eine Ruine auf unbebauter, von Dornestrüpp überwuchterter Erde; von zersprungenen Plafonds herab hingen zerfetzte Tapeten, und Treppensfragmente starrten in die Luft — Denkzeichen der sündlichsten Abrechnung. In der Fremde hatten die freilich nicht viel gelernt, welche wiederkamen, im Gegenteil, sie hätten's gern wie ehemals getrieben. In wenigen war die Ahnung einer neuen Zeit und neuer Pflichten erwacht; einer derselben war Adalbert v. Chamisso, der in der Ferne, der Scholle gedenkend, auf der er geboren worden, sang:

„Sei fruchtbar, o' leurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt.
Und segne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.“

María und Joseph.

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Auf dem Nachhausewege schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß es eigentlich richtiger gewesen wäre, wenn wir dem Lehrer unser Vorhaben mitgeteilt hätten. So schnell mir der Gedanke gekommen war, so schnell verwarf ich ihn. Denn niemals hätte ja der Lehrer eine selbständige Regung des Geistes geduldet. Wo und wie immer sie sich gezeigt hatte, immer war sie brutal niedergeprügelt worden. Er hielt für Troß und Berstoktheit, was Charakter war. „Brechen, brechen den starren Sinn,“ das war seine Losung. Mit dem unbegrenzten Respekt, den er vor allem hatte, was Obrigkeit hieß, sollten auch wir zu ihm aufschauen. Wir fürchteten ihn und sollten ihn fürchten. Andere Beziehungen, die uns Kinder dem Lehrer und umgekehrt näher gebracht hätten, bestanden nicht.

Dazu kam noch ein anderes. Wir Kinder lebten ein geistiges Doppelleben. In der Schule sprachen wir hochdeutsch. Aber dieses Deutsch wurde nicht in uns neu geboren, geformt, gebildet. Es war ein völlig fremdes Element, das wir von außen aufgenommen hatten und mechanisch wieder von uns gaben, wenn wir

auf gestellte Fragen antworteten. Zu drei Vierteln bestand der ganze Unterricht in der mechanischen Aufnahme toter Formeln. Aber unser eigenes geistiges Leben im Verkehr mit der uns umgebenden Welt lebten, dachten, formten wir in den Worten, Wendungen, Satzbauteilen und Begriffen des Dialektes.

Wenn der behandelte Stoff es zuließ oder erforderte, daß auf gestellte Fragen mit Sätzen oder Wendungen aus dem lutherischen Katechismus geantwortet werden konnte, dann schien es, als ob wir die hochdeutsche Sprache leidlich beherrschten. Aber es war Schein und Trug. Denn dieselben Kinder, die soeben noch über die Eigenschaften Gottes in der Sprache Luthers genauen Aufschluß zu geben vermochten, die gerieten in heillosen Stottern und Stocken, wenn sie Aufschluß über einen Vorgang geben sollten, der ihr eigenes Seelenleben betraf.

Die Beweggründe für irgend eine Handlung oder Unterlassung in hochdeutscher Sprache so darzulegen, daß der Hörer damit einen wirklichen Einblick in unser Seelenleben gewann, war auch dem intelligentesten unter uns Kindern absolut unmöglich. Wenn es hoch kam, brachten wir

einen formlosen, kurzen, abgehackten Satz zustande, der das, was wir in der Sache dachten, empfanden und ausdrücken wollten, auch nicht entfernt enthielt, wenn er nicht gar das Gegenteil dessen besagte, was wir eigentlich meinten.

In einer solch qualvollen Situation hatte einst ein Kind die Formel: „Nur so“ geprägt, und dieses „Nur so“ hatte sich trotz der furchtbaren Prügel, die stets auf seine Anwendung folgten, unausrottbar durch Jahrzehnte von Schulgeschlecht zu Schulgeschlecht erhalten. Denn in diesen beiden Worten lag für uns Kinder außerordentlich viel. Auf irgend eine Handlung oder Unterlassung bezogen, bedeuteten sie: „Ich habe mir nichts dabei gedacht.“ „Ich habe damit keinen besonderen Zweck verfolgt.“ „Ich habe keine bestimmte Absicht dabei gehabt“ usw. Und weil wir diese Wendungen, für die wir zwar im Dialekt entsprechende Ausdrucksformen hatten, Hochdeutsch nicht beherrschten, blieb es trotz aller Schläge beim „Nur so“. Und merkwürdig: der Mann, der wegen des „Nur so“ Hunderttausende Hiebe ausgeteilt und unzählige der zähesten Weißbuchenstäbe zerfchlagen hatte, ihm war in Jahrzehnten nicht der Gedanke gekommen, daß

eine solche Erscheinung auch ihre bestimmten, tiefliegenden Ursachen haben, daß ein innerer Zwang die Kinder treiben müsse, sich so zu äußern.

Und zu diesem Manne, der mit uns wie durch eine unübersteigbare Mauer verkehrte, der in vierzigjähriger Lehrertätigkeit nicht ein Kind verstanden hatte, zu dem hätte ich gehen und ihm auseinandersetzen sollen, was ich für das Mariete empfunden hatte und was ich über die fünf Begräbnis-Klassen der Pfarochie Tannenbergs dachte! Ich mußte unwillkürlich laut aufschreien bei diesem Gedanken.

Am Silvestervormittag flocht ich noch einen Kranz, freilich nur einen armseligen aus Tanneureisern. Aber die beiden Toten waren ja auch nur arme Waldkinder gewesen. Da würde wohl der Tannenkranz am besten passen. Es war ein letzter Gruß vom Walde, in dem sie ihr Leben verbracht hatten.

Um elf Uhr trieb es mich von Hause fort. Am Vorbeigehen sprach ich noch einmal beim Totengräber vor. Er hatte das „unehrliche“ Wahnrecht schon nach dem Spritzenhause getragen. Ich bat ihn, er möge ja den schwarzen Rock anziehen und ein recht schönes Gebet sprechen. „Ei freilich,“ sagte er, „es sind ja keine Selbstmörder. Ich habe mir schon ein passendes Gebet aus meiner Hauspostille herausgesucht. Die armen Kinder! Wenn ich predigen könnte, würde ich ihnen eine schöne Grabrede halten.“

Am Spritzenhause fand ich die beiden Kinder bereits eingefahrt und Frau Skatula am Sarge sitzend. In den Lumpen, die sie getragen, lagen sie nun auch friedlich schlafend im Sarge, ganz so, wie wir sie am vierten Weihnachtstage früh hinter unserm Ofen gefunden hatten. Ich nahm Abschied von den Kleinen. Frau Skatula warf sich nochmals über sie. Dann machte der Meier den Sarg fest zu.

Nach und nach kamen auch die anderen Säger, das Kreuz war da und auch der Gemeindediener mit dem Schlitten war pünktlich zur Stelle. Pfarrer und Lehrer waren wie üblich vormittags fortgegangen. Aufmerksam beobachteten wir die große Kirchenuhr. Fünf Minuten vor Zwölf trugen wir den Sarg auf den Schlitten, machten das Wahnrecht fest und legten oben darauf meinen Meißelkranz. Mit dem ersten Schlag Zwölf setzten wir uns in Bewegung. Es war ein fettkamer Leichenzug. Vorauf wir dreizehn Säger mit dem Kreuz, dann der Gemeindediener mit dem Sarg auf dem Schlitten und als einzige Leidtragende ein abgehärmtes Weib in armseliger Kleidung. Wir sangen die üblichen Lieder, nur daß wir keine Pausen machten, während wir diese sonst nach Möglichkeit zu verlängern trachteten, gingen auch etwas schneller als gewöhnlich.

Das Wetter war trübe, es stürmte mit Macht aus dem Mittag, der Wind war warm und feucht und der Schnee begann zu schmelzen. Mehrmals mußten wir anhalten, weil der Sturm das Wahnrecht herabzureißen drohte. Endlich waren wir auf dem Kirchhofe. Die Gulda hatte gut aufgepaßt, gerade als wir am Grabe ankamen, schwieg die Glocke. Acht von uns Knaben, vier auf jeder Seite, ließen den Sarg langsam in die Gruft. Der Totengräber sprach sein Gebet. Frau Skatula warf sich nochmals am Grabe ihrer Kinder weinend auf die Knie, während wir uns im Kreise um das Grab aufstellten und mit über der Gruft gesenktem Kreuz den Schlußvers sangen. Nachdem wir geendet, erhob sich Frau Skatula und dankte jedem einzelnen von uns mit einem stummen Händedruck.

Diese einfache, schlichte Feier, deren Veranstalter wir selbst waren, hatte auf uns einen viel tieferen Eindruck gemacht als die pomphaftesten Leichenbegängnisse, bei denen wir bisher zugegen gewesen waren. Beim Verlassen des Kirchhofes kam von den vier Herten von gestern einer nach

dem anderen an mich heran und sagte: „Du, ich nehme Deinen Dreier nicht, ich mach's so.“

Der erhaltenen Weisung gemäß brachte ich Frau Skatula zu Bettler Schädlich, bei dem das Mittagessen bereits auf dem Tische stand. Ich mußte dableiben und mitessen. Während des Essens sah mich Frau Skatula mehrmals forschend an. Schließlich legte sie den Löffel weg und sagte: „Du bist doch ein Kerl! Ja, jetzt kenne ich Dich wieder. Ich habe die paar Tage alles wie durch einen Nebel gesehen und bin wie im Traume herumgegangen.“ Dann stand sie auf, umarmte mich und küßte mich auf die Stirn. „Du bist ein guter Kerl, Gott segne Dich.“ Und gegen den Gemeindevorsteher und seine Frau gewendet, die dem Vorgang mit Bewunderung zugehört waren, fuhr sie fort: „Der hat meinen Kindern viel Gutes erwiesen, das Mariete hat noch im Schlafe von ihm gesprochen; der liebe Gott wird sie jetzt gewiß zu seinem Schutengel machen.“

Inzwischen hatte Bettler Schädlich seinen Schimmel vor den Menschslitten spannen lassen. Sobald das Essen beendet war, trieb er zum Ausbruch. Frau Skatula wurde in den Schlitten gehoben und mit mehreren Pferddecken warm eingepackt. Frau Schädlich gab ihr noch ein großes Paket mit Lebensmitteln und abgetanen Kleidungsstücken mit, drückte ihr auch etwas Kleines in die Hand. Bettler Schädlich, der beschloffen hatte, selbst zu fahren, stieg auf. Ein letztes Adieu — und fort ging es.

Die ungewöhnliche Dauer des Mittagsläutens war bei dem herrschenden Sturm, der die Glockentöne minutenlang verweht hatte, wenig bemerkt worden. Nur der Frau Pastorin, die gerade ihr Erstes stillte, war sie aufgefallen. Sie war neugierig geworden, an das Fenster getreten und hatte den Leichenzug gesehen. Einen regelrechten Leichenzug mit dem Kreuz und den singenden Knaben und Glockengeläute, das hielt, bis der Zug am Grabe angekommen war. Ganz wie bei einem „bestellten“ Leichenbegängnis. Und sie hatte doch nichts von Sportlern gemerkt! Da mußte sie mit ihrem Manne einmal reden, wenn er nach Hause kam.

Der Mittagswind hatte noch etwas Regen gebracht, war aber im Laufe des Nachmittags eingeschlagen. Am Abend trat jäher Temperatursturz ein, die Oberfläche des Schnees froh und ward zur spiegelblanken Eisschicht. Später am Abend fing es heftig an zu schneien und nach Mitternacht setzte der Sturm, diesmal aus Mitternacht kommend, mit erneuter Gewalt ein. Wald war Alt und Jung in unserem Hause nunter. Von der Dorfseite her traf der Sturm mit voller Wucht unser Haus. Das Dachgebälk knackte ununterbrochen, während aus dem Walde heraus das Knallen und Krachen keine Minute aufhörte. Als wir nach Tagesanbruch von unserer Schlafkammer in die Stube hinunter kamen, herrschte in dieser fahles Dämmerlicht. Die Schneewehen waren bis hoch unter die Fenster aufgetürmt. Um einen Ueberblick über das Dorf zu bekommen, stiegen wir auf den Boden und sahen zu den Lufen hinaus. Doch nicht zehn Schritte weit konnte man sehen. Der Neuschnee fand auf der glatten Oberfläche des alten keinen Halt und wurde vom Sturm beständig nach allen Richtungen getrieben. Die ganze Gegend war in eine heulende, rasende, wirbelnde Schneewolke eingehüllt. Kein Zweifel, wer in diesen Sturm geriet, der war rettungslos verloren.

Trotzdem machte mein Vater einen Versuch, durchzukommen. „Es ist Sonntag heute,“ sagte er, „Neujahrstag dazu, da muß man zur Kirche gehen, auch wenn es einige Schwierigkeiten macht.“ Er holte die große, hölzerne Schneeschaukel und suchte damit die Schneemauer zu durchbrechen. Aber der Sturm schien nur darauf gewartet zu haben, daß sich ihm jemand entgegenstellte. Mit rasender Gewalt warf er sich,

sowie mein Vater die Außenwand des Hauses durchstoßen hatte, in die Presse, in Sekunden wieder ausfüllend, was Vater in Minuten beiseitigt hatte. Jetzt gab auch er sich geschlagen. Atemlos und über und über mit Schnee bedeckt, kehrte er in die Stube zurück.

Der Pfarrer war zur Zeit der Kirchenöffnung, sich an den Bänken des Pfarr- und Schulgartens festhaltend, bis zu dem nach der Mittagseite liegenden und daher vom Sturm geschützten Kirchtore gegangen und hatte geöffnet. Aber seine Seele ließ sich sehen. Nur der Müller, der am Fuße des Hügelns wohnte, auf dem die Kirche stand, machte den Versuch, den Berg hinaufzukommen. Doch der Sturm warf den Dienstleistigen mit solcher Gewalt auf seine hintere Seite, daß er schleunigst, offenbar in der Annahme, nunmehr seiner Amts- und Christenpflicht Genüge geleistet zu haben, in das Haus zurückkehrte.

Heute mußte der Gottesdienst ausfallen, das sah der Pfarrer ein. Und gerade am Neujahrstage waren sonst immer viele Gemeindeglieder, um das neue Jahr würdig zu beginnen, zum Abendmahl gegangen. Das gab einen schlimmen Sportelausfall und schlechten Jahresanfang. Dazu die Geschichte von gestern, von der ihm seine Frau berichtet hatte.

Er war in übler Stimmung. Als der Lehrer kam, nahm er dessen devote Neujahrsgarulation lähl auf und erwiderte gemessen: „Schönen Dank, Herr Lehrer, auch ich wünsche Ihnen viel Gutes, wie wir überhaupt vom neuen Jahre unter Gottes gnädigem Beistande das Beste erhoffen wollen. Aber es sind schlimme Zeiten. Gestern haben unsere Kreuzsäger unter Vorantragung des Kreuzes den katholischen Leichen das Geleit gegeben. Haben Sie den Kindern, ohne meine Genehmigung einzuholen, dazu die Erlaubnis erteilt, Herr Lehrer?“

„Aber nein, Herr Pastor, wie würde ich denn! Ich höre davon das erste Wort. Es ist ja auch gar nicht möglich. Ich war doch gestern fort, das Schulhaus war verschlossen, wie sollten da die Kinder zu dem Kreuz gekommen sein!“

„Desto schlimmer, Herr Lehrer, desto schlimmer! Das Kreuz ist getragen worden, meine Frau hat es genau gesehen. Sie hat auch gesehen, daß es wieder nach dem Schulhause herauf gebracht wurde. Der Geist der Zuchtlosigkeit und Empörung geht um im Lande und hat bereits unsere Jugend erfaßt. Sie müssen die Abnen von Gott anvertrauten Kinder strenger halten, Herr Lehrer, viel strenger, sonst können wir noch Schlimmes erleben. Auch geläutet ist zu diesem Begräbnis worden. Meine Frau hat beobachtet, daß die Glocke in dem Augenblicke verstummte, als der Zug am Grabe war. Ich habe gestern abend noch die Gulda Tross kommen lassen und sie zur Rede gestellt. Sie sagte, sie hätte nur zum Mittag geläutet, und da läutete sie nach Gutdünken. Vielleicht sei sie am Sonnabend in Gedanken gewesen und habe daher etwas länger als sonst geläutet. Weiter war aus dem Mädchen nichts heraus zu bekommen. Aber da steckt mehr dahinter. Die Sache muß gründlich untersucht werden. Seien wir auf der Hut, Herr Lehrer! Die Heden, die Mom zieht, liegen tief! Seien wir auf der Hut!“

Damit verabschiedete er sich vom Lehrer, der außer sich vor Wut über einen solchen Jahresanfang, die wenigen Schritte nach dem Schulhause zurückeilte und sofort nach der Kammer stürzte. Das Kreuz war nicht da! Aber es sollte doch nach dem Schulhause zurückgebracht werden sein. Er suchte überall, in der Schulstube, im Holzstall, endlich auch im Abtritt. Wichtig, da stand das Kreuz!

Am Nachmittag des Neujahrstages ließ der Sturm endlich nach. Jetzt erst konnten die Schneewälle durchbrochen und die Wege passierbar gemacht werden.

(Schluß folgt.)



RÄTSEL u. SPIELE

Der Ursprung der Spielkarten ist noch in tiefes Dunkel gehüllt; man weiß nur, daß die Chinesen und Japaner elfenbeinerne und hölzerne, mit Figuren bemalte Plättchen zu einem Unterhaltungsspiel benutzten; und zwar talen sie dies lange Zeit, bevor man etwas ähnliches in Europa kannte. Wie die Karten und das Kartenspiel nach dem Abendlande gekommen, darüber verlautele nichts. Höchstwahrscheinlich aber haben die Sarazenen das heute so beliebte Unterhaltungsspiel nach Europa verpflanzt, wo seiner zum erstenmal im Jahre 1302 in Berichten über den französischen Hof Erwähnung getan wird. Die oft wunderlichen und grotesken Figuren der einzelnen Spielarten haben häufiger Anlaß zu Nachforschungen über den Ursprung dieser Bilder gegeben. Es wird dabei oft ein weiter Ausflug in das Gebiet der Stoffkunde gemacht. So meint Breitkopf in seinem Buch: „Versuch, den Ursprung der Spielarten usw. zu erforschen“ (Leipzig, 1784): „Die sonderbare Bekleidung der Bilder in den französischen Karten kommt von dem Gebrauch her, daß der französische hohe Adel seine Wappen auf die Kleider malen ließ. Diese Gewohnheit hat sich aus den Zeiten der Kreuzzüge, von König Ludwig den Heiligen, 1248, bis in die Regierung König Karls VII. erhalten, die zwar erst für die Ritter erfunden, aber auch zu den Damen übergegangen war.“

Ueber das Kartenspiel bei den Völkern des Orients berichten ältere Autoren die wunderbarsten Dinge. Ganz abgesehen davon, daß Format und Material der Spielarten vielfach von der Phantasie der Reisenden in der sonderbarsten Weise aufgebauscht werden, wird auch einzelner Spiele Erwähnung getan, die in Europa bis auf den heutigen Tag so gut wie völlig unbekannt geblieben sind. So weiß „Neuhofs Gesandtschaft nach China“ zu berichten: „Es ist das Würfel- und Kartenspiel zwar in Sina gebräuchlich, wird aber nur von dem Pöbel und gemeinen Mann geübt, denn vornehme Leute spielen allda das Schachspiel, worinnen zwischen ihnen und den Europäern sich einiger Unterschied findet. Ihr höchstes und ansehnlichstes Spiel aber ist dieses: „Sie spielen im Brete, das hundert hohl ist und umher dreihundert Häuslein hat, und zweihundert Scheiben mitten im hohlen Brete, zu schlagen und alle Häuslein zu gewinnen, worinnen auch das Gewinnen und Verlieren des ganzen Spiels besteht.“ Auch Dufault weiß in seinen „Abhandlungen über die Spielarten der Völker“ verschiedene Mitteilungen über das Kartenspiel der asiatischen Völker zu geben. „Den chinesischen Kriegskenten,“ sagt er, „ist das Spielen verboten. — In Bombay haben arabische Kaufleute mit chinesischen Karten gespielt, die so dick und un bequem waren, daß bei einem Spiele von vier Personen jeder so viele zu seinem Anteil erhalten habe, daß sie solche kaum in beiden Händen halten konnten.“

Die ältesten europäischen Spielarten wurden gemalt; sie zeugen oft von einer hohen Kunstfertigkeit. In Deutschland wird eine Innung der Kartenmacher bereits im 14. Jahrhundert genannt. Die deutschen Spielarten, die sich schon früh einer großen Beliebtheit erfreuten, wurden zuerst hauptsächlich in Ulm, Augsburg und Nürnberg hergestellt. Später, als die Spielartenfabrikation ein wichtiger Industriezweig geworden war, verschob sich das Herstellungsgebiet der „vier Wenzel und Konfanten“ mehr nach dem Norden.

Gerade und Ungerade. Die Zahl der Glücksspiele, die keine besonderen Spielvorrichtungen erfordern, ist sehr groß; ihr Alter ist meist ein höchst ehrwürdiges. Zu diesen Glücksspielen gehört auch das „Gerade und Ungerade“. Schon den alten Griechen war dieses Spiel bekannt. Sie nannten es artiazein. Die Römer bezeichneten es mit der Formel ludere par impar. Auch das mora-Spiel und das micare digitis gehören hierher. Das artiazein und ludere par impar bestand darin, daß man Münzen oder andere kleine Gegenstände in die Hand nahm, die Hand zur Faust ballte und nun den Gegner erraten ließ, ob man eine gerade oder ungerade Anzahl von Gegenständen erfaßt habe. Bei der mora oder dem micare digitis (Fingerfunkteln) erhob der eine Partner die Faust zur Gesichtshöhe des anderen. In dem Augenblick, da er die Faust so weit erhoben hatte, streckte er einige Finger aus. Der Gegner hatte nun im selben Augenblick die Anzahl der ausgestreckten Finger zu nennen, oder anzugeben, ob ihre Zahl eine gerade oder ungerade sei. Schließlich müssen auch beide Partner zu gleicher Zeit die Zahl oder das Gerade oder Ungerade angeben. In Italien und Südfrankreich findet dieses Spiel heute noch viele Liebhaber. Die Italiener nennen es morra, die Franzosen injulianen kennt man ein ähnliches Fingerpiel. Das Erraten des Gerade und Ungerade von mit der

Hand ergriffenen Gegenständen findet man fast bei allen Völkern, auch bei uns in Deutschland. — im.

Die verkehrte Welt. Wenn wir in der Eisenbahn fahren, so haben wir für gewöhnlich das richtige Gefühl der Fahrtrichtung. Unter Umständen jedoch täuschen wir uns und spüren die Fahrt so, als ginge sie die entgegengesetzte Richtung. Das geschieht unwillkürlich, kann aber je nach einer individuellen Befähigung dazu auch willkürlich geschehen. Verwandt damit ist folgende Erscheinung. Wir hören das Stampfen oder Rollen der Eisenbahn in einem Rhythmus; aus diesem heben sich meist einzelne Schläge als besonders betont heraus, so daß wir ohne unser Dazutun taktmäßige Eindrücke bekommen. Wir können aber auch, sowohl wenn solche Akzente schon vorhanden sind, wie auch dann, wenn sie fehlen, willkürlich Akzente in den regelmäßigen Rhythmus eintragen. Darin können wir sogar willkürliche Abwechslungen schaffen, indem wir etwa je drei oder etwa je vier Schläge zusammenfassen und auch innerhalb dieses rhythmischen Rahmens noch kleinere Akzente in dem oder in jenem Verhältnisse hinzufügen.

Sowohl in einem solchen Eisenbahnfall wie auch bei sonstigen regelmäßigen Geräuschen tragen wir in vorhandene Eindrücke unsere subjektive Auffassung hinein. Wir vermögen natürlich regelmäßige Geräusche auch selbst zu erzeugen und dann nicht bloß unsere Auffassung, sondern auch eine wirkliche Gestaltung hinzuzutragen. Beispielsweise kopfen wir regelmäßig auf den Tisch und können dabei entweder jeden zweiten Schlag stärker betonen, oder jeden dritten, oder jeden vierten. Im ersten Falle bekommen wir einen zweigliedrigen Takt, im zweiten einen dreigliedrigen, im dritten einen viergliedrigen. Nun können wir aber auch da noch eine Variation machen. Den zweigliedrigen Takt vermögen wir entweder so aufzufassen, daß jeweils ein schwacher und ein starker Schlag zusammenstehen, oder so, daß jeweils ein starker und ein schwacher Schlag zusammenstehen. Bei einem dreigliedrigen Takte sind drei Variationen möglich: entweder steht der stärkere Schlag am Anfang einer Gruppe, oder in der Mitte, oder am Ende. Bei einem viergliedrigen Takte sind ebenso vier Fälle möglich.

Wie wir in dieser Weise auf dem Gebiete der hörbaren Welt etwas umkehren können (der Ausdruck „Umkehrung des Rhythmus“ ist nicht selten), so auf dem Gebiete der sichtbaren Welt. Frend welche einförmigen Muster an Tapeten oder dergl. können wir in verschiedener Weise betrachten, so daß bald an der einen Stelle und bald an der anderen Stelle Hauptpunkte oder Hauptlinien für die Gruppierung hervortreten. Unter den zahlreichen Fällen, die sich dabei denken und ausprobieren lassen, treten ganz besonders diejenigen hervor, bei welchen wir einen körperlichen Eindruck, also den der Tiefendimension, beliebig entweder nach vorn oder nach rückwärts auffassen. Wir zeichnen einen Kreis und markieren seinen Mittelpunkt. Haben wir nun viel Phantasie, so wächst uns dieses Gebilde sozusagen entgegen, als sei es ein von oben gefeherer Regler. Aber ebenso kann unsere Phantasie dieses Gebilde als einen Hohlkegel betrachten, dessen Basis gegen uns zu liegt, und dessen Spitze von uns abgewendet ist. Erleichtern können wir uns diese beiden Effekte dadurch, daß wir von dem Mittelpunkt einige gerade Linien (Halbmesser) an die Peripherie ziehen; dann erscheint der Regler plastischer. Ziehen wir statt dieser geraden Linien etwas gekrümmte, so erscheint uns bei einiger Phantasie nicht mehr ein Regler, sondern eine Halbkugel; und diese vermögen wir nun wiederum entweder gegen uns zugekehrt oder aber von uns abgewendet (als Hohlkegel) zu sehen.

Diese Versuche lassen sich nun mehrfach abändern, und zwar namentlich so, daß der Eindruck noch natürlicher wird. Punktieren wir in jenem Kreise nicht das Zentrum, sondern eine Stelle in dessen Nähe, und verfahren dann so wie vorher, so werden der Regler und die Halbkugel sich uns noch lebhafter aufdrängen. Zeichnen wir, statt bloß einen Punkt zu markieren, in den großen Kreis einen ganz kleinen hinein, sei es nun auf dem Zentrum oder neben dem Zentrum, so sehen wir bald eine Nöhre vor uns, die sich wiederum je nach unserer Phantasie entweder nach vorn oder nach rückwärts verengt (ein Kegeltumpf). Besonders hübsch wird dieses Experiment, wenn wir um den kleinen Kreis einen etwas größeren legen, dann ebenso einen noch größeren ziehen usw., bis der vorketzte nahe an den großen Kreis heranreicht. Namentlich der Eindruck einer nach rückwärts gehenden, aus Segmenten zusammengesetzten Nöhre ist hier überraschend.

Wie mit Kreisen Regler oder Kegeltümpfe phantasiert werden können, so mit Rechtecken Pyramiden oder Pyramidentümpfe. Die Zeichnungen sind auch

hier ganz einfach und aufs leichteste anzufertigen: Rechteck (am besten Quadrat) mit einer Punktierung oder einem kleinen oder mehreren verschiedenen großen Rechtecken in ihm, sei es mit Einhaltung des Mittelpunktes oder mit Verschiebung der Mittelpunkte; auch da können Hilfslinien wie im obigen Falle die Erscheinung verstärken.

Auf Teppichen und dergleichen gibt es sogenannte Würfelmuster. Sie erscheinen uns je nach Umständen mehr oder weniger naturgetreu. Dabei können wir die einzelnen Ecken bald einspringend und bald ausspringend denken, also das Muster sozusagen umkehren; und zwar am leichtesten dann, wenn wir uns die Beleuchtung anders als vorher denken. „Schroeders Treppenfigur“, bestehend aus regelmäßigen Vierecken schief übereinander, läßt sich so auffassen, daß wir die Treppe von oben, aber auch so, daß wir sie von unten sehen. „Neders Rhomboeder“ erscheint, am besten mit einer Diagonale als Hilfslinie, bald nach der einen Seite und bald nach der anderen gestellt. Stellen wir ein weißes Pappblatt in der Mitte zusammen und stellen dieses dachartige Gebilde auf, so sehen wir es vorerst richtig, und zwar mit größerer Befahrung der einen Seite. Gelingt es uns nun, dieses Gebilde, ohne wirkliche Umstellung, in unserer Auffassung verkehrt zu sehen, so können wir die dunklere Partie nicht mehr als beschattet auffassen (da ja dann der Schatten auf die andere Partie fallen müßte) und fassen ihre tatsächliche Dunkelheit als eine schöne graue Färbung auf.

Alle diese Versuche gelingen meistens besser mit einem Auge als mit beiden, und durch eine vor's Auge gehaltene Nöhre (nützlichfalls durch die rund zusammengeboogene Hand) besser, als ohne diese Bewaffnung. Absichtlichkeit und Unabsichtlichkeit mischen sich dabei in einer oft seltsamen Weise; meistens geschieht ein plötzliches „Anspringen“ des Bildes.

Wenn man bei allen hier beschriebenen Versuchen von Sinnestäuschungen spricht, so kann dies nur in einer sehr erweiterten Bedeutung gelten. Sofern wir uns dabei überhaupt täuschen, liegt die Täuschung nicht in den Sinnen, sondern in unserer Beurteilung oder Auffassung; daß dabei die „Phantasie“ eine gewichtige Rolle spielt, ist klar. — h. s.

Zahlenrätsel.

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 ein mechanisches Werkzeug.
- 2, 7, 8 ein biblischer Name.
- 3, 2, 3, 10, 8 ein Satz.
- 4, 10, 7, 9, 5, 3, 8, 3, 2 eine Wasserstraße.
- 5, 3, 4, 5, 6, 7 eine fremde Münze.
- 6, 3, 4, 7, 2, 0, 10, 6, 8 ein Waldvogel.
- 7, 4, 5, 6, 7 ein Baum.
- 8, 7, 4, 4, 7, 2, 3, 10, 4, 4, 5, 6, 2, 3, 11 eine Krankheit.
- 9, 10, 8, 11, 7 ein Körperteil.
- 10, 7, 2, 9, 7, 8 eine Stadt in Preußen.
- 11, 3, 9, 7, 2, 2, 7 eine Antikopierart.

Logogryph.

Das Tun und Treiben der großen Natur,
Ihr eifriges Schaffen in Wald und in Fluß,
Ihr tätiges Sorgen bei Groß und klein,
Das schließet mein Wörtchen wohl in sich ein.
Doch ändert ein Zeichen in ihm du, o Graus,
So wird ein gar schreckliches Wort daraus.
Zerstören wie's mit grimmiger Kraft
Die herrlichen Werke, die einst es erschafft.

Zitatenrätsel.

D Menschenherz, was ist dein Bild? —
Ein rätselhaft geborner,
Und kaum geküßt, verlornen,
Unwiederholter Augenstiel.

Die 13 fett gedruckten Buchstaben vorstehenden Zitats nennen bei richtiger Zusammenstellung seinen Verfasser.

Auflösung des Rätselsprungs.

Wintergedanken.

Willst du Seele nicht mehr billigen,
Da vorbei des Sommers Fracht?
Oder wenn der Herbst erblühen,
Warum gibst du keine Frucht?
War vielleicht zu reich dein Blüten,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüten geben Früchte
Aber, ach, die Blumen nicht.

Von Fr. Grillparzer.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!